

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 4

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

DER NAHE OSTEN IN DER KONTROVERSE

Der Zionismus

Der antisemitische Politrassismus in den Vereinten Nationen, welcher zu jener skurrilen Resolution geführt hat, worin Zionismus mit Rassismus gleichgesetzt wird, verleiht dem Werk von *Walter Laqueur* «Der Weg zum Staat Israel. Geschichte des Zionismus» (Europa-Verlag, Wien) eine Aktualität, die vermutlich gar nicht beabsichtigt war.

Denn es handelt sich um eine jener Studien, die wissenschaftliche Gründlichkeit und gefälligen Stil vereinen, durch welche der Direktor des «Institute of Contemporary History» und der «Wiener Library» in London immer wieder hervorgetreten ist, ob er sich mit Problemen der Sowjetunion oder des Nahen Ostens beschäftigt. Angesichts der ideologischen Hexenjagd arabischer, kommunistischer und neulinker Autoren und Propagandisten gegen den Zionismus, dieses Erzübel unserer Tage, welches – immer laut UN-Resolutionen – an so ziemlich allen Missständen unseres Planeten, vom Nahostkonflikt bis zur Stellung der Frau (siehe Resolution der Frauenkonferenz in Mexiko) schuld sein soll, drängt sich die Lektüre dieser Studie zumindest jenen auf, die noch einen Rest von Objektivität bewahren möchten.

Denn Laqueur ist beileibe kein Apologet, keiner jener Hagiographen der zionistischen Bewegung, die es auch gibt, sondern er zeigt diese merkwürdige, widersprüchliche Bewegung, wel-

che dem jüdischen Volk das Recht auf Selbstbestimmung geben wollte, in allen ihren Erscheinungsformen: Die faszinierende Mischung von religiösen Residuen, Säkularisierung des Messianismus, osteuropäischem Judentum und westlichen Vorstellungen von Nationalismus, Kulturzionismus und konkreter Aufbauarbeit in Palästina, und dann die durch Hitlers Judenmord gewissermaßen zum historischen Sachzwang gewordene Dynamik, welche zur Entstehung Israels führte.

Mit wissenschaftlicher Akribie geht Laqueur allen Verzweigungen nach, den innerjüdischen Diskussionen im Spannungsfeld zwischen Religion, Kultur und Sozialismus, den kritischen Stimmen, seien sie ideologisch oder religiös motiviert.

Wie immer man sich geschichtsphilosophisch oder aus der ideologischen Warte heraus zum Zionismus stellen mag, Laqueurs Buch macht klar, dass es sich um eine der vielschichtigsten historischen und für die Gegenwart bedeutungsvollsten Bewegungen handelt, in der sich jüdisches Schicksal, durch christlichen und moslemischen Antisemitismus während Jahrhunderten bestimmt, aktiv geworden, wieder in der Weltpolitik manifestiert.

Amos Elon zeigt, wie es dazu kam. Seine Herzl-Biographie «Morgen in Jerusalem. Theodor Herzl, sein Leben und Werk» (Verlag Fritz Molden, Wien) versucht, den während Jahrzehnten romantisch verklärten Lebenslauf des Be-

gründers des modernen Zionismus in moderner Manier darzustellen. In gewissem Sinn ähnelt sein Buch den neueren Biographien von Karl Marx, worin man plötzlich allerhand Persönliches über den Vater des Kommunismus erfährt, wie etwa, dass er sein Dienstmädchen geschwängert hat. So wird auch Herzls Leben, dieser merkwürdige Schicksalsweg des Wiener Literaten und Salonlöwen, der zum Propheten des Judenstaates wurde, zum Begründer des modernen politischen Zionismus, mit vielen persönlichen Details angereichert. Amos Elons Buch zeichnet brillant den Lebensweg Herzls, seine Enttäuschungen mit Juden und Nichtjuden, seine oft phantastischen Ideen und zeitbedingten sozialpolitischen Vorstellungen, die Ehe mit einer verständnislosen Frau – kurz, einen Menschen in seinem Widerspruch und mit einer Vision, die sich erst Jahrzehnte nach seinem Tod verwirklichen sollte. Gerade heute, wo deren Folgen weltpolitisch so bedeutsam geworden sind, reizt Elons Herzl-Biographie zu Meditationen darüber, wie ein einzelner Mensch mit seinen von Zeitgenossen als Spinnereien abqualifizierten Vorstellungen die Schicksale von Völkern bestimmen kann.

Was übrigens Amos Elon selber versucht, wenn er in «Dialog der Feinde» (Verlag Fritz Molden, Wien) mit der Ägypterin *Sana Hassan* «Ein leidenschaftliches Streitgespräch um die Zukunft der Araber und Israels» führt. Die Begegnung fand in den Vereinigten Staaten statt, beide Gesprächspartner sind gleichzeitig engagiert, aber auch zukunftsorientiert. Sie erkennen die psychologischen und historischen Hypothesen, welche auf dem Verhältnis ihrer Völker, aufgrund der Verstrickungen der letzten Jahrzehnte, lasten und wis-

sen um die Schwierigkeiten, diese zu überwinden. Insofern ist besonders Sana Hassan atypisch für die arabische Seite, was auch nach Veröffentlichung des Buches – und nach einigen gemeinsamen Auftritten mit Elon in den USA – dadurch zum Ausdruck kam, dass sie von ihrem Heimatstaat desavouiert wurde.

Der Konflikt um Palästina

Im Gegensatz zu Amos Elons und Sana Hassans ehrlichen Bemühungen eines «Dialoges der Feinde», ist *Claudia Kühners* «Nahost. Geschichte einer Unversöhnlichkeit» (Verlag Huber, Frauenfeld) ganz ein Produkt der heute modischen «revisionistischen» Geschichtsschreibung, wo der Nahostkonflikt mit selektiven Zitaten in die Zwangsjacke vorgefasster Meinungen gepresst wird, sogar dort, wo Nachblättern in Zeitungen oder ein persönlicher Augenschein den wahren Sachverhalt hätten darstellen können. Ein kompilatorisches Buch, unbelastet von echter Sachkenntnis, das sogar die Fehler aus andern Büchern übernimmt.

Dabei sei Claudia Kühner durchaus ein echtes Engagement für die beim historischen Zusammenprall zwischen jüdischem und arabischem Nationalismus unter die Räder geratenen Palästinenser zugestanden, nur muss man sich fragen, ob man dieser Sache durch solch schiefe Darstellungsweise nicht eher einen Bärendienst erweist, wenn kritikalos und ohne Gewichtung aus den unterschiedlichsten Quellen zitiert wird, wobei offensichtlich ist, dass einige – insbesondere israelische und nichtjüdische ausgewogene – lediglich Alibifunktionen haben.

Claudia Kühner zitiert ausgiebig aus

Walter Hollsteins «Kein Frieden um Israel», dem «Klassiker» neulinker antizionistischer Pamphlete. Kokett ist es, dem Gedankenfluss der Autorin auch dort zu folgen, wo er ohne Quellenangabe erfolgt. So etwa auf Seite 119: «Die Zitrusplantagen als wichtiger Wirtschaftszweig der Araber lagen im projektierten jüdischen Staat, ebenso die fruchtbaren Landstriche in *den Ebenen* von Esdrelon und Jezreel.» Bei Hollstein heisst es (Seite 158): «Der beste und ertragreichste Boden Palästinas in der Küstenebene und in der Ebene von Esdrelon und im Tal von Jezreel fällt dem jüdischen Staat zu.»

Wie jedermann, der einmal Israel bereist hat oder auch nur rudimentär mit zionistischer Geschichte vertraut ist, weiss, ist Jezreel und Esdrelon ein und derselbe Name für dasselbe Gebiet. Mehr noch: Wenn es *eine* Gegend in Israel gibt, wo die Entstehungsgeschichte unumstritten ist, so hier. Es handelte sich um ein völlig versumpftes Tal, das die Juden von arabischen Grossgrundbesitzern bereits in den zwanziger Jahren erworben und urbar gemacht haben.

Und was die Zitrusplantagen betrifft: Laut «Statistical Abstract of Palestine 1944/45» waren damals schon die Hälfte von Juden gepflanzt. Ins selbe Kapitel fällt auch die im Zusammenhang mit dem ursprünglichen Teilungsplan der UNO erhobene Behauptung, «im Negev, der den Juden zugesprochen worden war, bildeten die Araber 99 Prozent der Bevölkerung». Nun war es gerade so, dass jene Wüstengegend dem geplanten Israel zugeschlagen wurde, weil sie praktisch unbewohnt war. Hier liegt die Methode der Claudia Kühner respektive des von ihr übernommenen Walter Hollstein: Im Beer-Scheba-Subdistrikt (das heisst dem den Juden ohne

die Stadt Beer Scheba zugeschlagenen Teil des Negev) gab es, immer laut britischem «Statistical Abstract of Palestine 1944/45», ausser einigen Nomaden insgesamt rund 150 ansässige, in der Landwirtschaft tätige Menschen – alles Juden. Jene gesamte Gegend machte jedoch die Hälfte Israels innerhalb der Grenzen vor 1967 aus. Das sieht schon etwas anders aus, als die mit «99 Prozent» weisgemachte schreiende Ungerechtigkeit, welche auf Zahlenmanipulation beruht.

Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Besonders wenn an diversen andern Stellen die Sachverhalte schlicht verdreht werden. Auf Seite 167 kann man lesen: «*Nach* dem Angriff auf Gaza traten *erstmal*s die Fedajin-Kämpfer auf den Plan.» Zufällig habe ich jene Jahre in Israel erlebt und weiss deshalb, dass der israelische Vergeltungsschlag erfolgte, nachdem Gamal Abdel Nasser die Fedajin-Einheiten aufgestellt und gegen Israel losgelassen hatte. Doch wem meine persönliche Erfahrung nicht genügt, der sei auf *Arnold Hottinger* verwiesen, dem wohl besten deutschsprachigen Nahostkenner, der in seinem «10mal Nahost» über Nasser schreibt: «Nach der Machtergreifung (1952) und der Ausschaltung seines Rivalen Nagib (1954) folgte ein Streit mit Israel, der *nach* der Infiltration ägyptischer Fedajin zu einem empfindlichen Gegenschlag Israels im Gazastreifen führte (Februar 1955).» Solche und ähnliche Verdrehungen lassen sich allenthalben im Buch finden und geben ihm trotz da und dort eingeflochtener Alibi-Passagen, welche Objektivität vortäuschen, einen tendenziösen Charakter. Völlig kritiklos werden auch die abstrusesten Behauptungen arabischer und kommunistischer Autoren übernommen und durch aus

dem Zusammenhang gerissene Stellen kritischer israelischer Autoren «erhärtet».

Abschliessend ein weiteres Beispiel für die methodische Übernahme arabischer Propagandalegenden. In bezug auf die Entstehung des Flüchtlingsproblems heisst es auf Seite 141: «Eine erdrückende Fülle von Beweisen aber deutet darauf hin, dass diese Flucht von den Israelis nicht behindert, zum Teil gefördert und sogar erzwungen worden ist. Seit 1945 waren von jüdischen Militärs nach dem Alphabet benannte Pläne entwickelt worden, welche die Schaffung eines möglichst grossen jüdischen Palästina beinhalteten. Der im April und Mai 1948 durchgeführte Plan Daleth (D) bestand aus militärischen Operationen, die zur Besetzung weiter Teile Palästinas führen sollten.» Kronzeuge: eine in Beirut erschienene Schrift.

Bei *Heinz Wagner*, dessen ausgewogene Studie «Der arabisch-israelische Konflikt im Völkerrecht» Claudia Kühner jeweils dort dient, wo er sich kritisch über die Israelis äussert, heisst es: «Für einen zionistischen Plan zur Vertreibung der arabischen Bevölkerung gibt es keine Belege. Ein hierfür angeführter Plan Dalat spricht nur von militärischer Inbesitznahme der Gebiete des im Teilungsplan vorgesehenen jüdischen Staates und der zum Schutze der jüdischen Siedlungen notwendigen Gebiete.» Auch hier wieder die von Claudia Kühner wie schon vor ihr von andern praktizierte Methode «selektiven» Zitierens, um vorgefasste Meinungen und Thesen zu «belegen». Sicherlich nicht «eine vorurteilsfreie Darstellung israelischer wie arabischer Standpunkte», wie es der reputierte Verlag, der sonst Studien ganz anderen Kalibers publiziert, auf dem Umschlag verspricht.

Jom-Kippur-Krieg und Folgen

Chaim Herzog, Israels UNO-Botschafter, Militärkommentator, einstiger militärischer Geheimdienstchef, legt mit seinem «Entscheidung in der Wüste. Die Lehren des Jom-Kippur-Krieges» (Verlag Ullstein, Frankfurt) das wohl bisher umfassendste Werk über den Oktober-Krieg von 1973, seine politischen und militärischen Hintergründe und Auswirkungen vor. Schonungslos werden Israels Fehler vor dem ominösen 6. Oktober blossgelegt, Golda Meirs starre Aussenpolitik, die nach dem Sechstagekrieg entstandene Überheblichkeit in Militärkreisen, welche zu Fehleinschätzungen und Schlamperei innerhalb der Armee geführt hatten. Nach einer ausführlichen Analyse der Vorgeschichte gelingt es Herzog, den Kriegsverlauf an den Fronten minutiös darzustellen, sowohl auf der Ebene der Stäbe wie auch durch Beschreibungen der einzelnen Schlachten und Gefechte, die stark mit persönlichen Erzählungen der unmittelbar Beteiligten angereichert sind.

Für den Laien sind die militärischen Operationen von fast verwirrenden Details; trotz vielen Karten hat er Mühe, ihnen zu folgen. Der Militärfachmann dagegen dürfte manches aus den «Lehren des Jom-Kippur-Krieges» lernen, um so mehr, als gerade nach dem Krieg allenthalben voreilige Schlüsse über das «Ende der Panzerwaffen» und anderer Kriegsgeräte gezogen wurden, die heute relativiert werden müssen. Dasselbe gilt für damals entstandene Mythen und Antimythen, vom «neuen arabischen Soldaten» und dem Ende der «israelischen Unbezwinglichkeit». Herzog zeigt schlüssig, was andere Militärwissenschaftler ebenfalls gesagt haben, dass

«die israelischen Streitkräfte den grandiosesten Sieg ihrer Geschichte errangen». Eine Tatsache, die unter dem Eindruck der Zerknirschung in Israel über das «Erdbeben» des Jom-Kippur-Krieges und der Angstpsychose der Welt wegen des Erdölembargos da und dort in Vergessenheit geriet.

Janusz Piekalkiewicz nimmt den Mund etwas voll, wenn er im Nachwort zu seinem «Israels langer Arm. Geschichte der israelischen Geheimdienste und Kommandounternehmen» (Goverts/S. Fischer Verlag) glaubt, «die erste objektive Chronik des israelischen Nachrichtendienstes zu schreiben». Das Buch ist lediglich eine geschickte Zusammenstellung von bereits bekanntem und veröffentlichtem Material, wobei immer wieder durchschimmert, wie wenig hautnahen Kontakt der Autor mit Israel hat. Das beginnt bei hebräischen Wörtern; der Geheimdienstchef, der Memune, heisst Memunen, der Bewohner eines Kibbuz Kibbuzim, und wie Eilat zur Bezeichnung «kleines biblisches Städtchen» kommt, ist ebenfalls schleierhaft. Arik Sharon, Israels Haudagen, wird sich vermutlich darüber wundern, auf zwei sich folgenden Seiten als «Orientalist und Professor für Alt-hebräisch», «althebräischer Gelehrter» und «Spezialist in Althebräisch» bezeichnet zu werden. Dass Uran aus den «Abfallprodukten der Pottasche-Fabriken am Toten Meer» gewonnen wird, dürfte neu, aber falsch sein; es wird aus Phosphaten im Negev erzeugt. Reichlich unverfroren weiss der Verfasser zu berichten, dass Israel etwa 30 Atombomben besitze; da waren die jüngsten CIA-Verlautbarungen, die von 13 sprachen, doch vorsichtiger. Aber trotzdem ein nützliches Buch für jene, welche keine Zeit haben, die wirklich guten

Werke, die in der Bibliographie angeführt sind, zu lesen.

Gerhard Konzelmann ist ohne Zweifel der geschickteste und wendigste aller oberflächlichen Nahostkenner, mit seinen «Schnellschüssen», die alle Jahre wieder, manchmal gleich doppelt, zu einem aktuellen Thema der nahöstlichen politischen Szene abgefeuert werden. 1974 hat er nicht nur «Die Schlacht um Israel» (wo er die Gabe der Ubiquität virtuos zelebriert, indem er den Anschein erweckt, überall dabei gewesen zu sein), sondern auch sein «Die Araber und ihr Traum vom Grossarabischen Reich» verfasst; 1975 dann «Suez. Der Kanal im Streit der Strategen, Diplomaten, Ingenieure» und «Die Reichen aus dem Morgenland» (Desch, München). Mit diesen Büchern gelingt es ihm, gewissermassen die Tagesereignisse einzufangen und mit einer gekonnten Mischung von Selbsterlebtem, Anekdotischem und Archivmaterial journalistisch darzustellen. Nur eben, sehr tief sind Konzelmanns Analysen nie, und so schnell wie die Bücher erscheinen, veralten sie auch. Insbesondere «Die Reichen aus dem Morgenland» beweist, wie rasch sich Einschätzungen ändern können: Am Grundtenor in Konzelmanns Buch über die «Wirtschaftsmacht Arabien» oder dem Kapitel «Iran, Grossmacht des Jahres 2000» sind bereits erhebliche Abstriche gemacht worden. Auch Öltürme wachsen bekanntlich nicht in den Himmel.

Daher greift man mit Vorteil zu dem 1975 von *Wolfgang Hager* herausgegebenen Sammelband «Erdöl und internationale Politik» (Piper, München), in welchem wirkliche Fachleute alle Aspekte der sogenannten Erdölkrise sorgfältig ausloten.

Als Ergänzung dazu wäre *Wolfgang*

Höpfers «Wetterzone der Weltpolitik. Der Indische Ozean im Kräftespiel der Mächte» (Seewald-Verlag, Stuttgart) zu empfehlen, denn der Kampf um jenes Weltmeer, wo sich die Sowjetflotte langsam, aber sicher immer stärker manifestiert, hängt eng mit der europäischen Ölvorsorge zusammen: 60 Prozent der Tanker fahren durch den Persischen Golf.

Schlüsselfigur ist dort natürlich der persische Monarch, dessen Porträt *Gérard de Villiers* in seinem «Der Schah. Der unaufhaltsame Aufstieg des Mohammed Reza Pahlawi» (Econ-Verlag, Wien) zeichnet. Nun ist es jedoch so, dass der Schah seit den sechziger Jahren zum Buhmann der europäischen Neulinken und organisierten Linksorganisationen geworden ist, und auch viele liberale Kreise werden nicht müde, auf die Unterdrückungsmethoden der Geheimpolizei Sawak hinzuweisen. Nur eben: was in Persien diesbezüglich geschieht, gehört auch zum Alltag mancher sich progressiv und revolutionär gebender Regimes. *Gérard de Villiers* versteht es, jenseits von Heldenverehrung und Verteufelung den Lebensweg dieses ungewöhnlichen Mannes, vom Playboy im Schatten eines autoritären Vaters zum selbstbewussten Herrscher (mit einem unbestreitbaren Anflug von Arroganz), darzustellen und zu zeigen, wie es ihm gelungen ist, seinem Land, einst Spielball der Mächte, eine nicht unbedeutende regionale Machtposition im Mittleren Osten zu geben.

Zum Abschluss seien noch zwei Werke erwähnt, welche von verschiedenen Stilrichtungen her eine Gesamtübersicht der arabischen Geschichte und Kultur geben. *Walter R. Fuchs*, bekannter Sachbuchautor, versucht die arabi-

sche Welt dem Europäer näherzubringen. «Und Mohammed ist ihr Prophet» (Droemer/Knaur, München) ist eine seriöse Fleissarbeit mit einem leichten Hauch von Pedanterie, was vermutlich auf die Déformation professionnelle des Leiters der Ausserschulischen Ausbildungsprogramme des Bayerischen Rundfunks zurückzuführen ist. *Fuchs* legt grossen Wert auf die arabische Sprache als Ausdrucksform des Denkens und liefert viele Beispiele zum besseren Verständnis arabischer politischer Semantik.

Wem der Einstieg in *Fuchs'* Buch, das schon auf den ersten Seiten mit phonetischen Abhandlungen beginnt, zu mühsam erscheint, der greife zu *Hans-Georg Behrs* «Söhne der Wüste. Kalifen, Händler und Gelehrte» (Econ-Verlag, Wien), worin das Kunststück gelang, solides Wissen über arabische Geschichte und Kultur in einem süffigen, humorigen Stil zu vermitteln.

Das Buch liest sich mit Schmunzeln, wobei dies nie zu Geringschätzung verführt. Im Gegenteil: Es wirbt stärker für arabisches Kultur- und Geistesleben als jene Bücher (auch *Fuchs* gehört dazu), die nach dem Ölschock mit tierischem Ernst versuchten, aus Busse über die bisherige «Vernachlässigung» der arabischen Welt durch Europa nun ins andere Extrem zu verfallen. *Fuchs* und *Behr* haben die Schwerpunkte auf die Geschichte der arabischen Blüte und des Niedergangs gelegt und die moderne politische Entwicklung nur am Rande gestreift. Das hebt sie von den Produkten der Tagesjournalisten ab, liefert jedoch gleichzeitig solide Grundlagen zum besseren Verständnis aktueller Geschehnisse.

Willy Guggenheim

LEBEN ALS ZUSCHAUEN

*Zu Elisabeth Meylans erstem Roman*¹

Respekt und Distanz, Bewunderung und leise Ungeduld: mit diesen Wörtern liesse sich meine Reaktion – und nicht nur die einer vorläufigen Lektüre – auf Elisabeth Meylans Roman umschreiben. Respekt: vor der künstlerischen Selbstdisziplin der Autorin, der Strenge, mit der sie sich selbst ausserhalb des Buches hält, vor ihrer Fähigkeit der sprachlichen Nuancierung. Schwerer fällt es, zu erklären, warum das Buch trotzdem eigenartig kühl lässt, warum ich als Leser draussen bleiben kann, unbeteiligt, ein bewundernder Zuschauer.

Dies ist übrigens nicht nur meine eigene Reaktion. Die Rezensionen, die mir zu Gesicht kamen, sind voller Einwände gegen das Buch, und doch nimmt keiner der Kritiker seine Einwände und sein Unbehagen zum Anlass eines klaren Verrisses, mit dem sich doch so gut brillieren lässt. Die künstlerische Strenge und Sorgfalt, mit der Elisabeth Meylan vorgeht, bewirkt offensichtlich beim Leser, beim ernstzunehmenden Leser wenigstens, dass er das Buch seinerseits nicht leicht nimmt und sein eigenes Urteil immer wieder am Werk überprüft.

Natürlich sucht jeder Kritiker nach einem Grund für sein Unbehagen – und die nächstliegende Erklärung (sie ist auch geäussert worden) ist natürlich der Hinweis, dass Elisabeth Meylan, von der kleinen Prosaform und dem Gedicht herkommend, die Forderungen der Romanform nicht recht erfülle. Eine handliche Erklärung, mit welcher man den Schwarzen Peter weder dem Autor noch

dem Leser, sondern einer offenbar als objektiv betrachteten Form zuspielen kann. Nur dass diese berühmte «Form des Romans», falls es sie je in diesen festen Umrissen gegeben hat, nur mehr als Gespenst weiterlebt – und ein Gespenst dürfte kaum zur Muse taugen! So paradox es tönt: wenn der Roman als Gattung allen Totsagungen zum Trotz überlebt hat, so ist das vor allem jenen Werken zu danken, die nicht nach dem Muster der «Romanform» geschrieben wurden. Die Tatsache, dass Elisabeth Meylan von der kleinen Form herkommt, stellt, so gesehen, eher eine Chance als einen Nachteil dar. Der Grund für das Unbehagen des Lesers muss also anderswo gesucht werden.

Nach seinem Thema gehört «*Die Dauer der Fassaden*» in die lange Reihe jener Werke, in denen gerade in den letzten Jahren – vielleicht als eine Art Gegenbewegung gegen die Literatur des politischen Engagements – das Thema der menschlichen Beziehungslosigkeit dargestellt wurde (Peter Handkes «*Die Stunde der wahren Empfindung*» und Paul Nizons «*Stolz*» seien nur als zwei Beispiele genannt). Das Buch stellt also rein thematisch keinerlei Novität dar, aber freilich ist es auch nicht einfach eine weitere Variation der Lebensferne, sondern ein eigenwilliges, sehr besonderes Buch. Elisabeth Meylan behandelt ihr Thema mit einer unerbittlich-sanften Konsequenz, ohne Kompromiss und ohne Klage.

Der letzte Satz der Erzählung lautet: «Und für den Bruchteil einer Sekunde durchfuhr es ihn, dass ihm dies nicht

genommen werden könne: die Abfolge der Bilder auf seiner Netzhaut. Die immer schnellere Abfolge der Bilder auf seiner Netzhaut.» Der Satz markiert eine äusserste Form der Resignation: das Sichabfinden mit der Position des Zuschauers, Beobachtung als unverlierbarer Lebensrest. Damit ist aber auch der Stil des Buches beschrieben: unbetteiltes, zum mindesten scheinbar unbetteiltes Festhalten von Bildern, Reaktionen, Stimmungen, Ereignissen.

Leben als Zuschauen, ohne Mit-Freude, ohne Mit-Leid, ohne Beziehung zur Welt, oder nur mit Restbeständen einer solchen Beziehung – und Schreiben als konsequente stilistische Verwirklichung dieser Lebensform. Das mögen vereinfachende Formeln sein – sie liefern aber vielleicht eine Erklärung für Distanzgefühl und Ungeduld des Lesers: Beziehungslosigkeit, dargestellt im Tonfall der Beziehungslosigkeit, kann im Leser offensichtlich eine Art Lähmung erzeugen, die freilich plötzlich in Ungeduld umschlägt.

Dazu kommt ein zweites. Im Gegensatz beispielsweise zu Handke und Nizon konzentriert Elisabeth Meylan die Erfahrung der Beziehungslosigkeit nicht auf eine Person, sondern verteilt sie auf deren mehrere, zwei Männer und eine Frau, eine Freundesgruppe, die fast nur durch die gemeinsame Distanz zum Leben verbunden ist. Das verhindert zum vornherein, dass der Autor, aber auch der Leser, sich mit einer der Personen identifiziert: er steht nicht einer persönlichen Erfahrung gegenüber, sondern einem diffusen Lebensgefühl. Dessen Symptome sind übrigens meisterhaft charakterisiert: da sind Gespräche, die plötzlich aufhören, Fragen, die ohne Antwort bleiben; durch Ausstellungen gehen, ohne darüber zu reden; andere

Menschen beobachten, fast süchtig, als spiele sich nur in ihnen das Leben ab; aus dem Versteck eines dunklen Wagens nachts die erleuchteten Strassen betrachten. Da findet kaum ein Ereignis, kaum eine Begegnung statt, die Spuren hinterliessen, und die Figuren ihrerseits hinterlassen keine Spuren, es sind Personen ohne Schatten.

Dabei mag überraschen, dass die Männer deutlicher sichtbar werden als die Frau, die weniger eine Figur als die Personifikation eines Lebensgefühls zu sein scheint. Von Helen weiss man, dass sie als Lektorin Sachbücher bearbeitet, das heisst für den unteren Mittelstand «die Sache schmackhaft macht durch eine im Grunde sehr einfache Sprache, die jedoch so sein müsse, dass sich der Leser gehoben fühle» – Sachbücher über die verschiedensten Themen, die sie alle gleich wenig angehen, über die sie sich ohne die geringste Beteiligung orientiert. Aber ihre Vorgeschichte wird nicht erzählt; auf Fragen und Vermutungen, die sich darauf beziehen, antwortet sie nicht, ja selbst ihr Aussehen wird nicht ganz festgelegt: ihr Haar könnte auch braun sein, wenn es nicht dunkelblond wäre. Ihre Angst vor dem Definitiven trägt leicht pathologische Züge: sie verzichtet darauf, die losen Knöpfe ihres Ledermantels festzunähen, weil sie dazu eine Kürschnernadel haben müsste, und sie stapelt zu Hause Bücher über Wohnkultur, während sie doch ihre Wohnung unmöbliert lässt – diese Wohnung in einem exzentrischen Jugendstilhaus, dessen Stukkaturen ihr eine angsterfüllte, provisorische Geborgenheit vermitteln.

Von den beiden Männern geht der eine, der junge Arzt Philipp, eher als eine Randfigur konzipiert, den klassischen Weg von der leisen Auflehnung,

dem Wunsch nach Erneuerung, zur Eingliederung in die Gesellschaft und zum Verzicht auf die zaghaft revolutionären Gedanken: er begräbt seine Ideale und Versuche (Verstärkung der Präventivmedizin zur Verminderung der Arbeitsunfälle) zugunsten seiner Heirat und eines üblichen beruflichen Aufstiegs.

Die interessanteste Figur des Werkes ist der Architekt W., der nach Auflösung seiner Ehe, nach gescheiterten Versuchen, sich als selbständiger Architekt durchzusetzen, in eine neue Stadt zieht, an einen neuen Arbeitsplatz mit einer gehobenen unpersönlichen Arbeit. Er ist die einzige Figur, bei welcher deutlich gemacht wird, dass die Beziehungslosigkeit nicht das einzige ihr zugängliche Lebensgefühl ist, dass sie von Elisabeth Meylan eher als eine erworbene denn als eine angeborene Lebenshaltung aufgefasst wird: In seiner Laufbahn als selbständiger Architekt hat W. zweimal an Wettbewerben teilgenommen, für eine Schule und ein Kirchengemeindehaus, beide Male mit der gleichen Identifikation, Intensität, mit der gleichen Erfahrung des Aussersichseins; abgeschlossen zwar von seiner nächsten Umgebung, aber ganz eins mit seiner Arbeit. Es sind dies die einzigen Augenblicke, in denen W. lebt und nicht nur Leben betrachtet oder sich selber beim Handeln halb erstaunt zuschaut. Die Erfahrung der Produktivität – und ihrer Ablehnung durch die Umwelt (seine Pläne werden bezeichnenderweise als originell, aber nicht durchführbar abgelehnt): das ist eine Art Schlüssel zum ganzen Buch. Was W. in seiner neuen Stelle erlebt und am Schluss aufgibt um einer vermeintlich wieder produktiveren Tätigkeit willen, ist desillusionierte Arbeit ohne innere Beteiligung: für eine moderne Grossfirma funktioniert er Alt-

bauten in moderne Büroräume um: die Fassaden bleiben erhalten, Innen und Aussen fallen auseinander.

Leben in der Entfremdung, ohne Beziehung zwischen Tun und Produktivität des Einzelnen: das ist eigentlich das Thema von Elisabeth Meylan. Sie stellt nicht einfach den Menschen dar in seiner Isolation, sondern gleichzeitig die moderne Arbeitswelt, genauer gesagt: die weite Bürolandschaft der gehobenen White-collar workers, gesehen von jenen, die sich ihr nicht einordnen können, weil sie keine Beziehung zu ihr finden. Und dies freilich ist die grosse Stärke dieses Buches: Ich keine kein anderes Werk in der gegenwärtigen Literatur, in der das Ineinander von beidem so genau beschrieben ist: der Beziehungslosigkeit des Menschen und der Leere der modernen Arbeitswelt; beides lückenlos ineinander verzahnt, eingeschlossen in jenen verhängnisvollen Zirkel, von dem man nicht weiss, wo er beginnt und wo er endet, was Ursache ist und was Wirkung: sind es die Menschen, die sich nicht binden können, ist es die Welt, die keine Beziehung zulässt? Auch in diesem Punkt übrigens unterscheidet sich Elisabeth Meylan von anderen Autoren: sie hat die Beziehungslosigkeit des Menschen nicht als Extremzustand dargestellt (da ist nichts von der Isolation eines Einzelnen in einer winterlich verschneiten Spessart-Landschaft), sondern im Rahmen des Durchschnittlichen, inmitten einer alltäglichen Arbeitswelt, halbwegs angepasst, fast funktionsfähig und doch wiederum ohne die Möglichkeit, die Andeutungen einer Anpassung auf die Dauer zu ertragen. Aber gerade durch die Durchschnittlichkeit der Umgebung wirkt die dargestellte Isolation desto stärker: nicht als ein aussergewöhnliches, exzentrisches, sondern als ein

überall latent vorhandenes Lebensgefühl. So beherrscht das Buch ist, so leise die Sprache: es enthält eine Darstellung der menschlichen Isolation, wie sie radikaler kaum gegeben werden kann.

¹Elisabeth Meylan, *Die Dauer der Fassaden*, Roman, Verlag Die Arche, Zürich 1976.

Elsbeth Pulver

NICHT SCHRITT GEHALTEN MIT SEINEM ABSTIEG

Über Martin Walsers Roman «Jenseits der Liebe»

Seit einigen Jahren wiederholt es sich in schöner Regelmässigkeit: wenn Martin Walser ein neues Buch veröffentlicht (oder auch ein Theaterstück von ihm aufgeführt wird), gönnt sich mindestens ein deutscher Starkritiker einen grossen Auftritt und zerreisst das Buch in Fetzen – als ob er zeitlebens darauf gewartet hätte, es zu tun. Es ist nicht etwa so, dass sich einer auf Walser-Verrisse spezialisiert hätte, eher sieht es danach aus, als würde der letzte die Aufgabe an den nächsten weitergeben, damit sie nur ja nicht unerledigt bleibe.

Was macht der Martin Walser falsch, dass einem neuerdings schlichtweg abgeraten wird, seine Bücher überhaupt noch zu lesen? Das war nämlich der Tenor zum Beispiel der Rezensionen Reich-Ranickis und Joachim Kaisers von Walsers neuem Roman «*Jenseits der Liebe*¹». Und: kann ein Autor, der einmal als einer der wichtigsten der neuen deutschen Literatur empfohlen wurde, wirklich auf einmal so schlecht sein, wie Kaiser und Reich-Ranicki (und im Zusammenhang mit früheren Büchern andere) ihn haben wollen?

Oder wird hier seit einiger Zeit der Versuch einer systematischen Autorenzertrümmerung betrieben, die weniger mit der Qualität von Walsers Werk zu

tun hat als damit, dass er politisch so quer liegt? Walser, Mitglied der kommunistischen Partei, der nach Brandts Rücktritt den DDR-Ministerpräsidenten im «*Spiegel*» aufforderte, nun ebenfalls zurückzutreten – eine erschütternd naive Aufforderung, aber eben: *erschütternd* naiv, erschütternder als die gewiss nicht naive Wahlhelfer-Strategie der Grass und Lenz, deren Bücher zwar auch gelegentlich kritisch rezensiert werden, aber nie mit der Gehässigkeit, die man für Walser aufspart.

Wenn hier die Rede ist vom Verhältnis einiger (prominenter) Kritiker zu Martin Walser, dann nicht, um diesen vor ihnen in Schutz zu nehmen (lieber setze ich voraus, er bedürfe dieses Schutzes nicht), sondern weil dieses Verhältnis ein alarmierendes Symptom dafür ist, wie total die Entfremdung zwischen Kritiker und Autor werden kann und wie Kritik auf Grund der Fahrlässigkeit, womit sie dem einzelnen Werk begegnet, in den Verdacht geraten muss, schon längst nicht mehr dieses zu meinen, sondern einen (aus was immer für Gründen) missliebig gewordenen Autor.

Gerade in der Auseinandersetzung mit Walsers neuem Buch ist ein gehöriges Mass an derartiger Fahrlässigkeit festzustellen. Denn «*Jenseits der*

Liebe» ist nicht nur nicht so schlecht und banal, wie Reich-Ranicki und Kaiser es haben wollen (in diesem Sinn beschrieben es einige andere, wohlmeinende Kritiker), sondern eher Walsers stärkstes Buch, von seiner Qualität her nur zu vergleichen mit dem letzten Teil des Romans *«Der Sturz»* (1973), des Abschlusses der Roman-Trilogie, deren erste Teile, *«Halbzeit»* (1960) und *«Das Einhorn»* (1966), wohl Walsers berühmteste Werke sind. Der Schlussteil von *«Der Sturz»* beschreibt eine imaginierte Fahrt über den verschneiten Splügenpass. Das Auto, mit Sommerpneus ausgerüstet, hat einen Trailer mit Segelboot nachzuziehen. Die Fahrt könnte gut enden, mit der Ankunft in Italien. Aber viel stärker ins Zentrum der Vorstellung tritt die Alternative – dass das Auto abrutscht, eine Halde hinunter, und im Schnee begraben wird: *«Es sei jetzt geradezu Zeit für uns, uns zu verändern, und das und nichts anderes sei unser Ziel. Ich empfinde natürlich Angst. Aber ich sei doch froh über die Unmissverständlichkeit der Umstände. Es fielen jetzt Glück und Ende zusammen wie Ober- und Unterkiefer beim Biss.»*

Das sind die letzten Sätze von *«Der Sturz»*, und wenn hier von dessen Schlussteil die Rede ist, dann deshalb, weil es Gründe gibt, den neuen Roman daran anzuschliessen. Dort war Walsers (zu Recht) vielgerühmte sprachliche Brillanz auf einmal einem stillen, aufmerksamen Erzählen gewichen, hatte der Autor, der sonst ein unvergleichliches Flair besitzt für die Aussenseite seiner Figuren, begonnen, sie ganz von innen heraus zu bedenken. In seiner Sprache und in der Erzählhaltung des Autors ist *«Jenseits der Liebe»* in starkem Masse eine Weiterentwicklung des letzten Teils von *«Der Sturz»*. Der Zu-

sammenhang lässt sich auch äusserlich herstellen. *«Der Sturz»* endet mit dem Bild des beim Biss zusammenfallenden Ober- und Unterkiefers; es steht für *«Glück und Ende»*, die zusammenfallen. In *«Jenseits der Liebe»* erwacht, nicht zum ersten Mal, der Protagonist Franz Horn mit aufeinandergebissenen Zähnen: *«Ober- und Unterkiefer spürte er als gewaltige Blöcke.»* Was im früheren Roman *Entkrampfung, Lösung* war, ist nun *Verkrampfung*. Sie kehrt leitmotivisch wieder, erinnert von Ferne an die Dauererektion des Helden im Roman *«Das Einhorn»*, aber was dort nicht ohne heitere Dimensionen von Vitalität war, ist jetzt Ausdruck einer von Mal zu Mal schwerer und nur zeitweise zu überwindenden inneren Erstarrung, tödlichen Lähmung. *«Die Unmissverständlichkeit der Umstände»*, im *«Sturz»* eine Art endgültiger Glückszustand und Freiheit, wird jetzt zur Qual, der Sturz, der dem vorhergehenden Roman den Titel gab und dort gleichsam weich aufgefangen wird im alles einhüllenden Schnee, ist jetzt ein permanenter Abstieg, und anders als Anselm Kristlein im *«Sturz»* hat Franz Horn *«nicht Schritt gehalten mit seinem Abstieg»*. Walser gönnt ihm bis zuletzt die Versöhnung mit sich selbst und die Ruhe nicht, die drei Röhren Schlaftabletten, die sie ihm am Ende des Romans verschaffen sollten, vergegenwärtigen ihm bloss nochmals seine bösen Träume und all sein Versagen, und am Ende holen ihn gerade die Menschen, denen er entkommen wollte, ins Leben zurück. *«Jenseits der Liebe»* wird Horns Leben weitergehen, weiter scheitern. Walsers *«Helden»* waren letztlich immer schon Scheiternde, aber sie strampelten an gegen ihr Scheitern, überspielten es, ideenreich und nicht ohne Witz, und

Kristlein gelingt, wenn auch nur in der Vorstellung und mit Hilfe der «*Überhöhung meiner selbst*», sogar Souveränität und eine hohe Stufe des Selbstbewusstseins.

Franz Horn sind Witz und Ideen ausgegangen, er geht durchs Leben ohne Selbstbewusstsein, wie gelähmt. Wenn er eine reglose Spinne sieht, hat er «*das Gefühl, sie zeige ihm, wie man sich am besten verhalte*», wenn er erwacht, kommt «*es jetzt darauf an, im Bett bleiben zu können*», am angenehmsten sind ihm «*fast drei Stunden, in denen nichts verlangt werden konnte als Sitzen*». Er ist der «*typische Verlierer, dem zum Verlieren die Grösse fehlt, weil er keine Kraft hatte, sah er in allem auch noch eine Widerlegung*», seine Versuche, die andern zu entlarven und zu verachten, enden in der Selbstentlarvung und Selbstverachtung. «*Ich finde, mit jemand, der keine Lust mehr hat, sollte man den Verkehr abbrechen*», sagt Horn in einem fingierten Gespräch mit seinem Direktor. Keine Lust mehr haben – die Formel, undramatisch, untragisch wie sie ist, schliesst Selbstgenuss und Selbstmitleid gleichermassen aus, und weil sie keine Auskunft gibt, worauf, wozu einer keine Lust mehr hat, wird die Un-Lust existentiell, fundamental, entsprechend unerklärlich, beunruhigend. Der Leser könnte sich zwar zufrieden geben mit äusseren Erklärungen: Horn, der sich zum leitenden Angestellten einer Zahnprothesenfirma emporgearbeitet hat, bekommt einen jüngeren, akademisch ausgebildeten Manager vor die Nase gesetzt, verliert Vertrauen und Sympathie seines Direktors; zugleich scheitert seine Ehe, Horn lebt von Frau und Kindern getrennt.

Für Walser sind damit aber nur die Symptome erfasst. Und sie sagen nichts

aus darüber, warum Horn seine Frau und seine Töchter, denen er zugetan ist, sinnlos quält, bis ein Leben mit ihm für sie unaushaltbar wird. Die Symptome erklären, für sich selbst genommen, auch nicht, warum Horn seinen beruflichen Misserfolg immer entschiedener nicht bloss hinnimmt, sondern provoziert, warum er die schonungsvolle Rücksicht seines Chefs und seines Konkurrenten aggressiv als professionelle Heuchelei durchschaut, statt sie auszuwerten als Chance, sich Illusionen zu bewahren.

In dieser tieferen Schicht der Fragestellung gelingen Bilder von jäher Schmerzlichkeit. Das Bild von Horn, der mit seinen Kindern spielt: «*Am liebsten hatte er sich auf den Teppich gelegt und den Toten gespielt. Die Kinder sollten sich um ihn kümmern. Sollten schauen, ob er wirklich tot sei ... Am liebsten spielte er den Erfrorenen.*» Oder das Bild, wie er seine Tochter Amanda ins Haus Thieles, seines Chefs, «treibt»: «*als er ... auf das Haus zugegangen war, hatte er leise, aber scharf vor sich hinggerufen: Geh nicht so krumm. Amanda fuhr zusammen, beziehungsweise in die Höhe, ihre Schultern wurden zurückgerissen, wie von einem Stromschlag getroffen. Sie ging jetzt krampfhaft aufrecht, nach rückwärts geneigt, mit starren Schultern ... So glaubte sie den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen. Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre dicken Brauen hoch in der Stirn. Sie atmete kaum mehr vor Krampf. Horn wusste sich, ein paar Meter vor Thieles Tür, keinen anderen Rat, als ihr mit der Faust gegen den Oberarm zu schlagen. Auf die empfindlichste Stelle ... Sie gab ihre starre Haltung auf. Aber Horn sah zu seinem Entsetzen, dass sie nicht fähig war, eine andere Haltung zu finden. Es sah aus, als*

habe er ihr mit seinem Schlag alle Knochen aus dem Leib geschlagen. Sie sank zusammen ... Er wollte ihr die Schultern einstellen. Aber diese Schultern erwiesen sich als voll beweglich, widerstandslos verschiebbar ... Und Thiele ... lacht laut, als er sieht, wie Amanda mit nach vorne gebogenen Schultern vor ihm steht und Horn jetzt rasch noch hinter Amanda tritt und sozusagen spielerisch ihre Schultern zurückholt, wo sie aber auch nicht bleiben können. Was hat man denn mit dir gemacht, ruft Thiele.» Und ein weiteres Bild: Horn, der in England einem Kunden der Firma einen neuen, härteren Vertrag abfordern soll, einen alten, gleichgültig gewordenen Mann vorfindet, der sich in sein Landhaus zurückgezogen hat und sich nicht mehr um die Fabrik kümmert: «Horn solle ruhig noch einen Augenblick hinausschauen ins weite, schöne, baumbestandene Land, in ein paar Jahren werde das sowieso aussehen wie ein Friedhof, weil die Ulmen, die einander da die Äste reichen bis zum Horizont, alle von der Dutch Sickness befallen sein würden, eine Gegenwehr gebe es nicht.» Horn hatte vorher den Alten in seinem Stadthaus gesucht, dort jedoch nur die Tochter vorgefunden, eine Figur wie aus einem Fellini-Film: «Ihr riesiges, vollkommen weisses Gesicht zeigte nicht den geringsten Ausdruck ... So riesig hatte er das Mädchen nicht in Erinnerung gehabt ... Das Gesicht schaute einen an, als wüsste es alles von sich ... Sie war vielleicht 30. Wirkte aber wie ein Kind. Horn konnte nichts tun gegen die Vorstellung, dass sie sich jetzt als eine schwere weisse Wolke durch das Haus schleppte, und dabei, um durchzukommen, die unmöglichsten Formen annehmen müsse. Erst auf dem dunkelgrünen Sofa gelinge es ihr, wieder ihre Riesenmädchenform anzunehmen.»

Und eine andere Begegnung, ebenfalls in England, mit einem Unbekannten, der Horn eine Geschichte erzählt und dann ängstlich fragt, ob sie ihn nicht verletzt habe: «Ehrlich gesagt, ihm wäre es durchaus recht, wenn Horn sich ein wenig verletzt fühlen würde von dieser Geschichte. Er selber sei sich durchaus nicht sicher, ob ihn diese Geschichte, die er oft genug erzähle, nicht jedes Mal ein bisschen verletzte.» Oder eine andere Geschichte, die vom alten Onkel, der von zu Hause weggeht, neunzehn Jahre arbeitet und zurückkommt mit nichts als dem Kofferchen, mit dem er abgereist war; das ist für ihn Grund zu doppeltem Stolz: «Er war zurückgekommen und er war der alte geblieben.» Die Welt, in der Horn lebt, lässt solche clowneske Heiterkeit nur noch am Rande zu und ist entsprechend unbewohnbar geworden, bestimmt durch die Tüchtigen, die Aufsteiger, die entweder hemmungslos in den Sog ihres Aufstiegs hineinreissen oder, wenn einer nicht mitkommt, zynisch liegenlassen.

Wenn Walser diese Erfolgreichen und ihre vielfältig maskierte Lieblosigkeit beschreibt, weist seine Gesellschaftskritik noch die aus den früheren Büchern bekannte böartige Brillanz und Gewandtheit auf, da verrennt er sich gelegentlich wieder in Formulierungen, die vor Selbstgefälligkeit ihren Anlass weit hinter sich lassen. «Ein Kufen bietender Gesichtsknochen, dass darauf himmlische Vorschriften herumrutschen könnten», heisst es über das Gesicht einer Frau, und das penetrante Raffinement dieser Art gibt es noch, aber selten genug, und meist geht es sang- und klanglos unter, wie der eben zitierte Satz gegenüber der unheimlichen Stille eines andern, der ebenfalls dem Gesicht einer Frau gilt: «Wenn er an Hilde

dachte, hatte er immer die Vorstellung, ihr Gesicht sei zugewachsen.»

Walsers eigentliche schriftstellerische Anteilnahme gilt in diesem Buch den zugewachsenen Gesichtern, der Einsamkeit und Hilflosigkeit, die sie ausdrücken. Denn mit den Gesichtern wächst unaufhaltsam die Welt zu, es wird keiner mehr zum andern finden, es bleiben nur: die quälenden Selbstgespräche, die Abrechnung mit sich selbst, der Versuch, sich einzureden, dass es *«doch schön ... , dass es das Schönste»* sei, *«zum Zuschauen verurteilt zu sein»*. Und es bleiben diejenigen, denen die Einsamkeit und Hilflosigkeit des Einzelnen nichts ausmacht, weil der ökonomische, gesellschaftliche Fortschritt dadurch ja nicht in Frage gestellt ist. Walsers Engagement für die Verlierer in einer auf Gewinn eingeschworenen Welt eröffnet

keine hoffnungsbestimmten Perspektiven, es zeitigt schliesslich nichts als eine unwiderrufliche Trauer. Aber die Illusionslosigkeit dahinter ist eben auch Wachheit und Hellsichtigkeit. Und darum heilsam für den, der sich damit auseinandersetzt. *«Endlich tobten die Stimmen in ihm nur noch so leise, dass er einschlafen konnte»*, heisst es einmal von Horn. Dass Walser einen Zeitgenossen dahin gelangen lässt, ist ein glaubwürdiger Beleg dafür, dass er selber, wie einst Heine (ein Name, der hier nicht zufällig auftaucht), *«um den Schlaf gebracht»* ist, wenn er an die Zeit denkt, in der er lebt, an das Land, in dem er lebt.

Heinz F. Schafroth

¹Martin Walser, *Jenseits der Liebe*, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1976.

DIE AUFKLÄRUNG ALS EUROPÄISCHES PHÄNOMEN¹

Ein Nachschlagewerk? Offenbar nicht in dem Sinne, dass es über Fakten, Daten, Titel und andere Realien orientierte, sondern mehr in der Art einer Übersicht über die internationalen Dimensionen zentraler Aspekte der Aufklärung. Statt einer Reihe von Kapiteln über die Aufklärung in den einzelnen europäischen Ländern enthält es gesamteuropäisch ausgerichtete Abschnitte über Literarästhetik (Armand Nivelle, Helmut Arntzen) und über die wesentlichsten Gattungen: Philosophisches Lehrgedicht und Fabel (Erwin Leibfried), Rokokodichtung und Anakreontik (Alfred Anger), Komödie (Walter Hinck), bürgerliches Drama (Alois Wierlacher), satirischen, empfindsamen und komisch-realistischen Roman (Wilhelm Vosskamp, Peter Uwe

Hohendahl, Jürgen Carl Jacobs), dazu einen knappen Abriss *«romantheoretischer Aspekte»* (Vosskamp). Angestrebt ist – auf etwas mehr als 200 ausgiebig illustrierten Seiten – eine knappe Übersicht, die sich ausser an den allgemein gebildeten Leser, wenn es den noch gibt, wohl vornehmlich an den auf eine Nationalliteratur eingestellten Studenten wendet, der sich über weiterreichende Zusammenhänge informieren will; dem Komparatisten von Beruf hat sie wenig zu sagen, hauptsächlich weil die Anlage des Buches die Zusammenschau des Bekannten erfordert und Nuancierungen des umstrittenen Details verbietet, in denen oft nicht der liebe Gott steckt, sondern der Teufel. Interessant mag dem Komparatisten immerhin sein, dass hin und wieder unversehens Parallelen

deutlich werden, die quer zu der gewählten gattungsgeschichtlichen Darstellungsrichtung verlaufen, so besonders instruktiv die Zusammenhänge zwischen dem Menschenbild des empfindsamen und des komischen Romans einerseits und des bürgerlichen Dramas andererseits. Besonders erfreulich ist ferner, dass manche Kapitel die auch in komparatistischen Studien im allgemeinen weniger berücksichtigten literarischen Randzonen in ihre Übersicht einbeziehen (etwa die russische Komödie und die schwedische Rokokolyrik).

Eine ins einzelne gehende Auseinandersetzung mit einem derart auf die Grundlinien angelegten Buch ist kaum angebracht. Doch seien ein paar auffallende Akzentsetzungen hervorgehoben. Sehr aufschlussreich sind zum Beispiel die Streiflichter, die in Hohendahls Behandlung des sentimental Familienromans auf die sozialen und sozialpsychologischen Implikationen der Romane Richardsons fallen: ein wertvoller Beitrag zu dem immer noch unabgeschlossenen *europäischen* Kapitel «Bürgertum und Empfindsamkeit». Unproduktiv hingegen scheint mir die typologische Trennung von satirischem und komisch-realistischem Roman, die dann in den beiden Kapiteln (von zwei Verfassern) doch wieder zu allzuvielen Überschneidungen führt, indem dieselben Romane erst als «satirisch» und dann noch einmal als «komisch-realistisch» abgehandelt werden. An Angers kenntnisreicher Darstellung ist besonders die einleuchtende Herausarbeitung der entwicklungsgeschichtlichen und geschmacklichen Sonderstellung der deutschen Rokokodichtung gegenüber der französischen hervorzuheben (sie entfaltet sich *vor* statt *nach* einer klassischen Literaturperiode und weist eine konse-

quente bürgerliche Entschärfung des Immoralismus auf). In Hincks weitausgreifendem und doch konzentriertem Kapitel sind vor allem beachtlich die sehr differenzierten Bemerkungen über die sozial- und bewusstseinsgeschichtliche Bedeutung der Entwicklung der Dienerrolle in der europäischen Komödie bis zu «*Le Mariage de Figaro*». Wie sich souveräne Stoffbeherrschung mit Sicherheit des kritischen Urteils verbinden kann, zeigt vor allem der Beitrag von Nivelle über die allmähliche Herausbildung der Autonomie des Ästhetischen und deren quasi konstitutive Verbundenheit mit dem vielschichtigen Komplex der Relativität des «Geschmacks». Anregend sind schliesslich die gelegentlichen Hinweise auf die immer noch nicht von Grund auf behandelte Problematik der Zusammenhänge zwischen dem Quietismus des Lutherums und den entsprechenden mehr oder weniger politischen Tendenzen der deutschen Aufklärung.

Der Germanistikstudent, den dieses Handbuch veranlasst, einen Blick über den Fachzaun zu werfen, wird finden, dass (stilgerecht mit einem Anglizismus formuliert) das Gras auf der anderen Seite grüner ist. Der Beitrag der deutschsprachigen Autoren zur europäischen Aufklärung ist im allgemeinen gering und spät. (Darüber kann auch das in seiner starken Bevorzugung deutscher Literatur allzu provinziell geratene Kapitel über das Lehrgedicht und die Fabel nicht hinwegtäuschen.) Der Vorteil ist natürlich, dass deutsche Werke hier in gesamteuropäischer Perspektive sichtbar werden. Zwar verschwinden dabei sogar die gemeinhin für die bedeutenderen gehaltenen manchmal auch wieder fast ganz (wie «*Minna von Barnhelm*»), und die Rückständigkeit eines

Gottsched wird mehr als einmal handgreiflich. Andererseits aber ragen die wenigen wirklichen deutschen Beiträge um so stärker heraus: Baumgartens Ästhetik zum Beispiel und in der Romangeschichte der in neuster Zeit allgemein sehr stark beachtete Karl Wezel mit seinem «*Belphegor*» – wobei man allerdings einen Hinweis auf manche Romane F. M. Klingers, besonders «*Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt*», mit Erstaunen vermisst, ganz zu schweigen von Analysen der Parallelerscheinungen «*Candide*» und «*Rasselas*». Bedenkenswert für den Germanisten ist schliesslich die Art, wie in diesem Buch Phänomene im Horizont der europäischen Aufklärung verstanden werden, die in der weithin noch allzusehr in ihren akkuraten Epochenbegriffen denkenden Germanistik dem Sturm und Drang zugeschlagen werden (wie ja selbst ein popularisierendes Buch wie Harold Nicol-

sons *The «Age of Reason»* ganzungeniert ein Kapitel über den Sturm und Drang enthält). Einer der folgenden Bände dieser Darstellung der «Europäischen Aufklärung» soll dem Vorwort zufolge sogar Abschnitte über Hamann und Herder bringen; und Walter Hinck kommt in seinen einleitenden Bemerkungen ausdrücklich auf diese «Einbeziehung des <Sturm und Drang> in die Literatur des Aufklärungszeitalters» zu sprechen – leider bleibt es (vorerst?) bei der Konstatierung; zu hoffen ist, dass die Berechtigung dieser Neuorientierung, die wissenschaftsgeschichtlich an der Zeit ist, in einem der folgenden Bände zusammenfassend erläutert wird.

Karl S. Guthke

¹Walter Hinck (Hrsg.), Europäische Aufklärung. 1. Teil (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Bd. XI). Athenaeon, Frankfurt am Main 1974.

«NIEMANDSLAND ITALIEN»

Domenico Bartoli ist seit langen Jahren Chefredaktor von «*La Nazione*» in Florenz. Sein neuestes, bei Mondadori erschienenenes Buch «*Italia terra di nessuno*» – «Niemandsland Italien» – ist nur eine von vielen neueren Publikationen über die italienische Krise. Es wurde im Januar abgeschlossen und scheint mir für den, der sich im italienischen Labyrinth und Spiegelkabinett auskennen möchte, besonders aufschlussreich. Das erste, «nationalpsychologische» Kapitel handelt von der italienischen Selbstmissachtung und heisst: *patriottismo all'italiana*, was genau so sarkastisch zu verstehen ist wie seinerzeit der Filmtitel «Scheidung auf italienisch». Schon die Tatsache, dass

den Italienern die Bezeichnung «all'italiana» als etwas Komisches und Geringzuschätzendes gilt, etwas von rückständiger Folklore hat, gehört zum Thema.

«Saturn ass seine Kinder, wir verzehren unsere Väter», schreibt Bartoli, der zeigt, wie die blinde Vergötterung der Traditionen, die unter dem Faschismus im Schwang war, einer ebenso blinden Ablehnung Platz gemacht hat, die wiederum ohne geschichtliche Einsicht ist. Dem nationalistischen Konformismus folgte sein Gegenteil. Bartoli allerdings geht mit seinen Landsleuten streng zu Gericht. Ein Zitat: «Wer wird dereinst die Geschichte des Doppelspiels in Italien schreiben? Ich erinnere mich an jenen faschistischen Sekretär einer

grossen Stadt, der anfangs 1943 unter den Bomben sagte: «Die führen uns in die Ruinen», und mit «die» die faschistischen Führer meinte, zu denen er selber gehörte.»

Besonders treffend werden soziale Übel dargestellt, zu denen die enorme parasitäre Ausweitung der Mittelklasse gehört, ein «*embourgeoisement*» ohne Beziehung zum Produktionsprozess, durch ungeheure Ausweitung einer die Gesellschaft lähmenden und erstickenden Bürokratie. Diesem Phänomen hat Bartoli schon zuvor ein Buch gewidmet: «*L'Italia burocratica.*» Es gibt in Italien, so schreibt er, eine produktive Gesellschaft und einen Staat, in dem Kriterien der Ökonomie, der Rentabilität, der Leistung nicht gelten, sondern nur die Versorgung durch Staatsanstellung unzähliger Verwandter, die die Haupt Sorge des Politikers sein muss.

Die «industrielle Gegenrevolution» – dies der Titel eines Kapitels – ist die Bürokratisierung der Industrie selber, der Sieg der üblen Staatsprinzipien über die bis dahin erfolgreiche Produktionslogik der Gesellschaft. Gewaltsame Revolution, soziale Kämpfe und Errungenschaften hatten immer nur das Ergebnis, den bürokratischen Sektor zu stärken, ein System der gesicherten Rechte gegen ein auf Risiko gegründetes System noch weiter zu entwickeln. Je stürmischer die Unrast, desto bürokratischer der Staat – für dessen Funktionieren das italienische Wort «*contraproduttivo*» – *gegenproduktiv* – wie geschaffen scheint. Es ist nun so weit gekommen, dass in einem an natürlichen Reichtümern besonders schlecht bedachten Land jetzt weniger gearbeitet wird als in jedem anderen Industriestaat. Die Gehälter der führenden Beamten – auch jener der vielen «neben-

staatlichen» Unternehmungen – sind doppelt bis dreimal so hoch wie in Frankreich. Ähnliches gilt auch für die grosse mittlere Beamtenschicht. Und genau hier stellt sich ein Problem der Demokratie. Denn diese grossenteils unnützen, wenn nicht gar schädlichen Beamten bilden eine derart einflussreiche Wählermasse, dass keine Partei es wagt, ihre Verminderung zu fordern – auch die Kommunisten nicht. Der vielberedete «Historische Kompromiss» zwischen Christdemokraten und Kommunisten brächte keine wirkliche Reform dieses unerträglichen – aber für seine Nutzniesser sehr einträglichen – Zustandes.

«Wie lange werden wir noch im Niemandsland bleiben?» fragt am Schluss Bartoli. Südamerika sei in ähnlicher Lage, mit noch mehr Inflation und Gewalttätigkeit, doch könne Italien nicht auf lange Sicht derart «südamerikanisch» bleiben.

Besonders sei noch auf den Abschnitt über die Kulturrevolution hingewiesen. Sie hat es erreicht, dass die Studenten immer weniger lernen müssen oder können, immer leichter alle Diplome erwerben. Neben dem Rückschritt der Industrie also der Rückschritt der Ausbildung. Eine qualifizierte Intelligentschicht wird immer dünner. 1969 hatten sieben Prozent der Maturanden die Prüfung nicht bestanden. «Das schien den jungen Menschen und ihren Eltern unerträglich und löste eine monatelange Agitation aus. Italien besass eine neue geräuschvolle Partei, die der Durchgefallenen.»

Wiederum Siege auf Kosten und zum Schaden der Gemeinschaft. Mit diesen verschiedenen Gegenrevolutionen kam es schliesslich soweit, dass «Italien ein Staat wurde, dessen Bürger den An-

spruch erheben, von den Bürgern der Nachbarstaaten Steuern einzutreiben». Das ist härter als irgendeine der umstrittenen Äusserungen des deutschen Bundeskanzlers, und man kann sich nicht

wundern, dass in Mailand eine öffentliche Diskussion über Bartolis Buch tumultuös verlief.

François Bondy

HINWEISE

Sozialdemokratisches Regieren

Willy Brandt, Bruno Kreisky, Olof Palme – drei führende sozialdemokratische Politiker Europas, alle (mindestens zeitweise) Regierungs- und Parteichefs zugleich, erörtern «Demokratischen Sozialismus in Theorie und Praxis». Der Briefwechsel – ergänzt durch die Protokolle zweier Gespräche – wickelte sich ab in den Jahren 1972 bis 1975, zu einer Zeit also, die es nicht (mehr) zuließ, keimfreien Sozialismus herauszuthoretisieren oder – um einen ebenfalls regierenden, schweizerischen Sozialdemokraten zu zitieren – darüber zu beraten, ob und wann «die Milchstrasse» zu «pasteurisieren» sei. So sind die Erörterungen Brandts, Kreiskys und Palmes gerade deshalb von Interesse, weil sie von den enormen praktischen Schwierigkeiten handeln, angesichts weltweiter Wirtschafts-, Finanz- und politischer Probleme sozialdemokratisches Gedankengut in die Wirklichkeit umzusetzen. (Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Köln 1975.)

Föderalismus-Probleme

Die «Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit» hat 1972 und 1973 den Versuch gewagt, die Probleme des schweizerischen Föderalismus in einer eher ungewohnten Form zu erörtern: als öffentliche Hearings, durchgeführt

zwischen Befragerteams und Experten. *Leonhard Neidhart* hat nun darüber einen zusammenfassenden Bericht geschrieben. «Föderalismus in der Schweiz» ist eine Kurzfassung, die nicht nur die Essenz der Protokolle jener Sitzungen enthält, sondern ins Ganze eine politologische Systematik bringt, die es erleichtert, die Probleme dort zu orten, wo sie sich im komplizierten eidgenössischen Staatsgefüge stellen. Eine Lektüre, die sich also lohnt – schon deshalb, um wieder einmal festzustellen (wie es Max Frenkel, Leiter der Stiftung, in seinem Nachwort tut), «wie langsam sich die Politik in der Schweiz bewegt». Wer den Dingen ganz genau auf den Grund gehen will und sich für Details interessiert, dem sei der Griff zu den Originalprotokollen empfohlen: «Föderalismus Hearings», 3 Bände, 1973 vom Benziger-Verlag publiziert. (Benziger-Verlag, Zürich/Köln 1975.)

Alte Kulturen ans Licht gebracht

Hauptmerkmal dieses allgemeinverständlichen Berichts über neue Erkenntnisse der Archäologie sind die 280 Farb- und 60 Schwarzweissabbildungen. Neben dem Herausgeber, *Rudolf Pörtner*, der selber einige der interessantesten Kapitel verfasst hat, kommen spezielle Fachleute zu einzelnen Themen zum Wort. Vor allem berichten sie über die Grabungsstätten, bringen dem Leser

zur Kenntnis, worin sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren das Bild der Frühgeschichte verschoben haben mag. Da sich die Konservierungstechnik, die Grabungsmethoden und die Messungen immer mehr verbessert und verfeinert haben, konnten Einsichten erschlossen werden, die weit differenziertere Aussagen erlauben. Pörtner bezeichnet eine moderne Grabung vergleichsweise als eine «gerichtsmedizinische Obduktion», um damit anzudeuten, wie subtil und exakt dabei vorgegangen wird. Er gibt anschliessend selbst ein praktisches Beispiel: Catal Hüyük, die Steinzeit-Terrassenstadt in Inneranatolien. (Econ-Verlag, Düsseldorf und Wien 1975.)

Postkarten

Ein nicht ganz seltenes, jedenfalls reizvolles und unerschöpfliches Sammelob-

jekt ist die Postkarte. *Bruno Kaiser* hat ein Buch mit Reproduktionen alter Bildpostkarten herausgegeben, das den Titel «*Bücher ohne Titel*» trägt, ein Postkartenalbum mit dem Thema Buch. Erstaunlich ist, wie variantenreich das Motiv des Lesens auf den kleinen Bildern abgewandelt ist, und von besonderem Reiz sind die Legenden, die der Herausgeber hinzugesetzt hat: bibliographische Angaben, die oft als Pointe wirken. So steht etwa neben der Reproduktion einer Postkarte von Marcel Rieder, «*Crépuscule*», die eine Dame sinnend am geöffneten Fenster sitzend zeigt, der Vermerk: «Hugo von Hofmannsthal, *Die Frau im Fenster*, Berlin, S. Fischer, 1899.» Das Postkartenalbum ist ein liebenswürdiger Scherz mit kulturhistorischem Informationswert (Claassen-Verlag, Düsseldorf 1976).

Immer in Ihrer Nähe.
Auch im Ausland.

winterthur
versicherungen